

## Ein Fisch an der Angel

Wie in einer perfekten Welt ihr Samstagvormittag in etwa aussähe, hatte sich Greta schon oft bis ins kleinste Detail ausgemalt. Würde sie jemand danach fragen, bekäme er in etwa folgende Antwort:

»Ich schlafe so lange, bis mich ein Sonnenstrahl auf der Nase kitzelt. Dann drehe ich mich noch einmal um und genieße mit allen Sinnen das Erwachen des neuen Tages. Wie von Geisterhand schaltet sich meine Stereoanlage an und versetzt mich mit dem ersten Satz aus Dvořáks Sinfonie *Aus der Neuen Welt* in einen tatendurstigen, ja geradezu euphorischen Zustand. Vom herrlichen Duft aromatischen Kaffees und frischer Croissants angelockt, verlasse ich schließlich gut gelaunt mein weiches Himmelbett. In der Küche begrüßt mich ein halbnackter, unglaublich gut aussehender Traumtyp zuerst mit einem zärtlichen Kuss und verwöhnt mich dann mit einem köstlichen Frühstück. Danach zieht er sich dezent zurück, um mir Raum und Zeit für meinen künstlerischen Schaffensrausch zu geben, der mich gepackt hat. Ich bin über alle Maßen inspiriert! Noch im Negligé will ich – begleitet von Dvořáks mitreißenden Klängen – malen, einfach nur malen. Wundervolle Werke entstehen dabei, die man mir nie zugetraut hätte und mit denen ich die gesamte Kunstszene in Verzücken versetze ...«

Ja, so wäre das in einer perfekten Welt.

Leider wich die Wirklichkeit in einigen nicht ganz unerheblichen Details von diesem Traumbild ab. Vor allem tat sie das an jenem Samstagmorgen, an dem Gretas Leber eifrig damit beschäftigt war, ihren proseccoverseuchten Körper zu entgiften, und ihr Bewusstsein es vorzog, sich vorerst noch ein wenig auszuklinken. Mit anderen Worten: Greta schlief ihren

Rausch aus. Es war dann doch keine Sinfonie, die diesen so dringend notwendigen physischen Prozess unterbrach, sondern Heinz-Georg Kramm alias Heino. »Ja, ja, so blau, blau, blau blüht der Enzian«, teilte er ihr so beschwingt mit, wie es nur in volkstümlichen Schlagern möglich ist. Und das in einer Lautstärke, die an einen Raketenstart erinnerte. Wenn es wenigstens ein Titel seiner Erfolgs-CD mit den Rock-Coversongs gewesen wäre, hätte sie der morgendlichen Ruhestörung vielleicht noch etwas abgewinnen können, aber so ...

Sie zog sich das Kissen über den Kopf und versuchte das Unmögliche: nämlich diese Ohrenfolter zu ignorieren. Entnervt warf sie sich auf die andere Seite und fiel dabei fast aus dem Bett – besser gesagt vom Gästesofa. Wie konnte sie nur vergessen, dass sie zurzeit nicht Herrin ihrer eigenen Wohnung war? Seit ihre Mutter »vorübergehend« hier eingezogen war, hatte sie die Regentschaft übernommen. Mutter bestimmte, was (ein kitschiger Schnulzenfilm) wann (in diesem Moment) wie (unfassbar laut) im Fernsehen lief, wann gegessen wurde (meist dann, wenn Greta keinen Hunger hatte) und wer wo schlief (Greta auf dem Sofa, sie im Bett. Schließlich war sie fast 30 Jahre älter als ihre Tochter und »hatte Rücken«).

Greta öffnete das linke Auge gerade so weit, dass sie die Ziffern auf ihrem Wecker erkennen konnte. Halb zehn. Quasi noch mitten in der Nacht. Jedenfalls für einen Samstagmorgen nach einem Freitagabend, an dem es spät geworden war. Sehr spät. Warum in aller Welt musste ihre Mutter ausgerechnet jetzt ihre Liebe zu Siebziger-Jahre-Schlagerfilmen ausleben? Und vor allem: Warum tat sie das nicht in ihren eigenen vier Wänden?

Greta wollte ja nicht undankbar erscheinen. Immerhin hatte diese Frau ihr das Leben geschenkt. Und die riesige, wenn auch vollkommen unkomfortable, zugige und schlecht heizbare Eigentumswohnung in einem alten Fabrikgebäude, die den schicken Namen »Loft« nur verdiente, wenn man bei der

ursprünglichen Bedeutung blieb – »notdürftig zur Wohnung umfunktionierter Industrieraum«. Nicht vergleichbar mit den Schickimicki-Lofts in den angesagten Wohngegenden. Gretas Mutter hatte vor einigen Jahren in die Immobilie investiert, weil sie auf eine gewaltige Wertsteigerung hoffte – und auf die ewige Dankbarkeit ihres einzigen Kindes ...

Greta seufzte. Elisabeth Hildebrandt war nun mal eine echte Herausforderung. Für ihre Tochter ebenso wie für ihre Männer. Zurzeit war Kurt Warnke der Leidtragende, ihr aktueller Lebenspartner. Ein gutmütiger Notar mit Halbglatze, einem ansehnlichen Konto und viel, viel Geduld. Von Zeit zu Zeit pflegte sich Gretas Mutter von Kurt zu trennen. Aus erzieherischen Gründen. Natürlich versöhnten sich die beiden jedes Mal wieder, aber bis dahin zog sie regelmäßig bei ihrer Tochter ein und machte ihr das Leben zur Vorhölle.

Die reinste Erholung waren die kostbaren Stunden, in denen Elisabeth zum Bingo ging, zum Shoppen oder ins Kino. Meist jedoch blockierte sie Gretas gemütlichsten Sessel, um sich auf DVD uralte Heimatfilme, Schlagerschmonzetten oder Hollywoodschinken anzuschauen.

An diesem Morgen war es off ensichtlich eine recht geistlose Schnulzenkomödie aus den Siebzigern mit Ilja Richter und Hansi Kraus. O Graus. In diesem Augenblick verfluchte sie das, was sie eigentlich so liebt an der ehemaligen Zigarrenfabrik, die jetzt ihre Wohnung ist: die offene, großzügige Bauweise. Es gibt dort – von Bad und Toilette abgesehen – keine Wände, keine Flure, keine Türen. Leider also auch keine Türen, die sie hinter sich hätte zuknallen können, um Heino und Co. zu entkommen. Greta nahm sich vor, noch heute bei Kurt anzurufen und ihn anzuflehen, sich bitte mit ihrer Mutter zu versöhnen. Auch wenn Elisabeth selbst Auslöser des Streits gewesen war. War sie immer. Aber das würde sie sowieso nie zugeben ...

Fest stand jedenfalls, dass etwas geschehen musste! Greta war mit ihren Nerven am Ende. Elisabeth raubte ihr die Luft zum Atmen, ihre Energie und vor allem ihre Kreativität. Seit ihre Mutter, vor inzwischen genau dreiundzwanzig Tagen, hier Sturm geläutet und das Loft mit Sack und Pack erobert hatte, war Gretas produktive Phase ins Stocken geraten. In den vergangenen Wochen hatte sie nur ein einziges Gemälde zustande gebracht, und das zählte nicht mit, jedenfalls nach Gretas Definition von Kunst. Sie hatte einen gewissen Sir James porträtiert. Einen Siamkater, der unlängst in die ewigen Jagdgründe eingegangen war. Beziehungsweise der es sich unter einem Bus des Unternehmens *Fröhlich Reisen* gemütlich gemacht hatte und nicht rechtzeitig vor der Abfahrt aufgewacht war. Im Gegensatz zum Seniorenkreis der Pfarrei St. Laurentius, dessen Mitglieder erwartungsfroh in besagtem Bus saßen, überlebte Sir James diesen Ausflug nicht. Sondern ließ seine Dosenöffnerin, eine Geigenlehrerin namens Gertrude Blümel, untröstlich zurück. Gertrude Blümel besaß, grob geschätzt, mehrere Hundert Fotografien ihres geliebten Katers. Sie hatte die typischsten, auf denen ihr Jamie am besten getroffen war, ausgewählt und Greta als Vorlage zur Verfügung gestellt. Daraus fertigte Greta dann lieblos ein weiteres Kater-Konterfei in Öl. Die Geigenlehrerin war schlichtweg begeistert davon.

Das wievielte Tierporträt ihrer Karriere das war, vermochte Greta nicht zu sagen. Dazu hätte sie in ihrer Buchhaltung nachsehen müssen. Aber sie wollte es lieber gar nicht erst wissen. Jedes Katzenvieh, jeder Köter, jedes Meerschweinchen und jedes Zwergkaninchen, das sie auf Leinwand bannte, entfernte sie weiter von ihrem eigentlichen Ziel: der wahren Kunst.

Ja, Greta war Künstlerin. Leider schien das außer ihr selbst niemand so wirklich zu begreifen. Und weil ihre Kunst – noch – eine brotlose war, musste sie Aquarellmalerei-Kurse an der

Volkshochschule anbieten, bei Caro in der Kindermodenboutique aushelfen und eben die Haustiere reicher, älterer Damen porträtieren.

Es war ein Elend.

Wenn sie wenigstens die freie, sprich auftragslose Zeit hätte nutzen können, um die Bilder zu erschaffen, die in ihrem Innersten darauf warteten, auf die Leinwand gebracht zu werden! Aber nein. Wie sollte sie malen, wenn Mamilein ihr dabei zusah? Jedenfalls mit einem halben Auge. Den Großteil ihrer Konzentration verteilte Elisabeth relativ gleichmäßig auf ihr Likörglas, eine Pralinenschachtel und den Großbildfernseher, den Greta nie gewollt hatte, den ihre Mutter ihr aber zum letzten Weihnachtsfest geschenkt hatte. Völlig uneigennützig natürlich.

Greta wickelte ihr Kissen noch fester um den Kopf, so dass der Geräuschpegel einigermaßen gedämpft wurde. Dann begann sie im Geiste, das Gespräch mit Kurt zu planen. »Hör mal, lieber Kurt«, würde sie sagen, »gib's doch zu, du vermisst Elisabeth.« Er würde das nicht abstreiten können, denn er liebte diese Frau tatsächlich über alles. Erstaunlicherweise. Die beiden passten im Grunde überhaupt nicht zusammen, weshalb Greta dieses Argument frühestens ab der dritten Trennungswoche bringen durfte. Denn in den ersten vierzehn Tagen genoss Kurt für gewöhnlich das Alleinsein mehr, als er seine Elisabeth herbeisehnte. Sobald er zugegeben hätte, dass er bereit war, einen Schritt auf seine störrische Lebensabschnittsgefährtin zuzugehen, würde Greta ihm das Versprechen abluchsen, sie anzurufen, um Verzeihung (wofür auch immer) zu bitten und sie in ein Sternerestaurant auszuführen. Diese Strategie gelang meistens. Elisabeth würde diesen Abend mit ihm zu Hause ausklingen lassen und sich dort, umgeben von ihren Zierdeckchen, der Porzellanpuppensammlung und unzähligen Zinnkrügen, viel wohler fühlen als in der kargen Behausung ihrer Tochter. Am nächsten Morgen würde Kurt

vorbeikommen, sich bei Greta für die Rettung ihrer Beziehung bedanken, ein Tränchen verdrücken und dann mit Mutters Gepäck verschwinden. Und Greta wäre frei! Für die nächsten zwei, drei Monate ...

Sie war gerade dabei, wieder einzudösen, als das scheppernde Klingeln des Telefons sie erneut weckte. Erschrocken fuhr sie auf, was ihr Brummschädel mit heftigen Schmerzen quittierte, und schaute auf die Uhr. Viertel nach zehn. Hatte sie etwa einen Termin versäumt, wie das schon öfter vorgekommen war? Rief womöglich der Gefängnisdirektor persönlich an, um zu fragen, wo sie bliebe? Aber nein, das konnte nicht sein. Erstens war heute Samstag, nicht Freitag, und zweitens hatte man sie ja im Knast gefeuert. Seufzend ließ sie ihr dröhnendes, pochendes Haupt wieder in die Kissen sinken. Nie wieder würde sie einer Horde von Autoknackern, Steuerhinterziehern und räuberischen Erpressern etwas über perspektivisches Zeichnen erzählen müssen! Sie verspürte Erleichterung darüber. Auch wenn ihr das Geld am Ende des Monats fehlen würde.

Das Telefon klingelte unbarmherzig weiter. Jedenfalls musste es wohl das Telefon sein, vermutete sie, obwohl es sich vielmehr anhörte wie eine Kreissäge. Wer war da nur so hartnäckig? Vielleicht Kurt? Das wäre ja zu schön, um wahr zu sein!

Dann hörte sie Schritte. Mutter ging an den Apparat. »Hildebrandt bei Hildebrandt, ja bitte?« Es folgte eine kurze Stille, danach dröhnte Elisabeth: »Da sind Sie bei meiner Tochter genau an der richtigen Adresse, sie ist darauf spezialisiert, Menschen wie Ihnen aus der Bretagne zu helfen.«

»Aus der *Bredouille*, Mama«, murmelte Greta stöhnend und lauschte weiter.

»Sie vermissen Ihr Seelentier? Ja, es ist schon schlimm, wenn ein geliebtes Haustier verschieden ist. Aber Sie wissen ja: Ein Bild ist für die Ewigkeit, und ewig währt am längsten.«

Du liebe Zeit! Mutter warf mal wieder alle Redensarten wild durcheinander. Das tat sie meist dann, wenn sie sich besonders

gewählt ausdrücken wollte. Je vornehmer sie sich gab, desto leichter passierte es, dass sie sich vergaloppierte. Vielleicht lag das an der Diskrepanz zwischen ihrer eigenen Herkunft als Tochter eines Schweinebauern und ihrem Vorbild Liz Taylor. Eine so breite Kluft zu überspringen konnte einen durchaus ins Straucheln bringen. Vielleicht lag es aber auch schlicht und ergreifend an ihrer angeborenen Schusseligkeit ...

»Aber natürlich ist sie da«, tönte Elisabeths durchdringende Stimme, gefolgt von peitschenartig lauten Stöckelschuh-aufknarzendem-Dielenboden-Schritten, die sich näherten.

»O nein, ich bin nicht da«, murmelte Greta und drehte den Kopf zur Wand, wild entschlossen, sich tot zu stellen. »Greta Hildebrandt, ich weiß genau, dass du wach bist. Na los, Schlafmütze, geh ran. Das ist ein Kunde. Und du weißt, in deiner Situation hat Geldverdienen absolute Pietät!«

*Deine Situation.* Damit meinte sie Gretas Familienstand und ihre Einkommenssituation. In Elisabeths – ausgesprochen pietätloser – Werteskala befand sich ihre Tochter jeweils auf dem denkbar schlechtesten Level: Sie war Single, hatte also keinen wohlhabenden Partner, der sie notfalls durchfüttern konnte, und sie war Freiberuflerin.

»Freiberufler sind die kreativen Säulen der Gesellschaft«, pflegte Greta ihr stets zu widersprechen. Doch davon ließ sich ihre Mutter nicht beeindrucken: »Das gilt vielleicht für Ärzte, Architekten, Steuerberater, Rechtsanwälte oder Wirtschaftsprüfer, aber doch nicht für Künstler!«, lautete ihr Urteil. Wobei sie »Künstler« in etwa mit so viel Begeisterung aussprach, als hätte sie »Spinne« gesagt oder »Atheist« oder »Fertigsoße«. Von dergleichen hielt sie nämlich wenig. Ebenso wenig hielt sie von Töchtern, die ihr Schmierentheater vorspielten. Rigoros zog sie Greta Bettdecke und Kissen weg. Wenig überzeugend tat diese so, als sei sie gerade erwacht.

»Lass das Schauspielern«, schnaubte ihre Mutter ganz entgegen ihrer sonstigen Leidenschaft für die darstellende Kunst, »oder

brauchst du etwa nicht jeden Auftrag ganz dringend? Als ob du etwas auf der hohen Kanne hättest. Nach Adam Riester bleibt dir am Ende des Monats gerade mal genug, um neue Farben zu kaufen.«

Immerhin deckte sie die Sprechmuschel des Telefons ab, so dass Gretas potenzieller Auftraggeber weder Elisabeths Wortverdrehen mitbekam noch ihre Andeutungen über Gretas angebliche Armut. Tatsächlich hatte Greta durchaus etwas auf der hohen Kante, doch davon musste ihre Mutter nichts wissen. Sie sparte für ihre Ausstellung und hatte keineswegs vor, ihr Geld für irgendwelche Statussymbole auszugeben. Resigniert griff sie nach dem Hörer, den ihr Elisabeth hinhielt. »Greta Hildebrandt, hallo«, krächzte sie.

Mist. Man sollte keine Telefonate annehmen, ohne zuvor ein paar Sprech- und Stimmübungen zu machen. Oder sich zumindest die Zähne zu putzen.

»Ähm, ja, guten Morgen, Behrendt ist mein Name, ich rufe wegen des Inserates an.«

Inserat? Was für ein Inserat?

»Nun, es ist so, mein Seelentier ist tatsächlich einsam. Ich bin völlig aus dem Gleichgewicht. Und da dachte ich, Sie könnten mir vielleicht helfen.«

Ein Spinner. Du liebe Zeit!

»Ihr Seelentier«, echote Greta, »ähm, um was für eine Art handelt es sich denn?«

Kurzes Schweigen.

»Also spontan würde ich vermuten, es könnte ein Löwe sein. Aber dazu müsste ich vielleicht doch lieber einen Test machen.«

»Einen Test?« Die Auftraggeber, die Greta bisher gebucht hatten, um ihren verstorbenen Liebling porträtieren zu lassen, pflegten zu wissen, ob es sich um einen Hund, eine Katze oder was auch immer handelte. Und wer hatte schon einen Löwen bei sich in der Wohnung?

Ihr Blick fiel erneut auf den Wecker, der nicht nur die Uhrzeit anzeigte, sondern auch das Datum. Es war der 1. April. Und irgendjemand versuchte gerade, sie reinzulegen. Alles klar. Aber na warte! So leicht würde sie sich nicht aufs Glatteis führen lassen. Zum Schein ging sie auf die Sache mit dem Test ein.

»Also, Herr, ähm, Behrendt, den Test müsste ich Ihnen vorab zuschicken. Wenn Sie so freundlich wären, mir Ihre E-Mail-Adresse zu nennen und am besten auch Ihre Telefonnummer, dann würde ich mich umgehend wieder bei Ihnen melden.«

Sie erwartete nun, ein Kichern zu hören und dann das Besetztsymbol, das andeutete, dass der Scherzkeks am anderen Ende der Leitung aufgelegt hatte. Doch der begann ernsthaft, seine Daten durchzugeben. »Moment, Moment«, unterbrach Greta ihn, hechtete aus dem Bett und suchte hektisch nach einem Kugelschreiber und einem Notizzettel. Dann schrieb sie mit, was er ihr durchgab. »Sie hören von mir«, log sie hochgradig verwirrt.

»Ich freue mich darauf, die animalistische Balance zu entdecken. Das scheint mir genau das zu sein, was ich für meine Persönlichkeitsentwicklung gerade brauche«, lauteten Herrn Behrendts Abschiedsworte. Mit denen Greta nicht das Geringste anzufangen wusste.

Oder vielleicht doch? Animalistische Balance – wo war ihr dieser Begriff begegnet? Vielleicht im Radio? Sie kam nicht darauf. Und die Kopfschmerzen machten weitere Grübeleien unmöglich.

Eine Viertelstunde später fühlte sie sich – frisch geduscht und mit geputzten Zähnen – bereit, sich den Herausforderungen des Lebens zu stellen. Sprich dem Frühstück ihrer Mutter. Das wie üblich aus etwas zu starkem Kaffee, etwas zu dunkel geratetem Toast und etwas zu weich gekochtem Ei bestand. Die erträumten Croissants gab es ebenso wenig wie den halbnackten Adonis. Stattdessen thronte die üppig geschminkte

Reinkarnation von Liz Taylor an Gretas Frühstückstisch, blätterte in der Morgenzeitung und warf ihr einen Schön-dass-du-endlich-aufzustehen-geruhst-Blick zu. Ihre Augenbrauen schnellten missbilligend nach oben, als sie den alten, verwaschenen Bademantel in Augenschein nahm und das labberige Handtuch, das ihre Tochter um ihre roten Locken geschlungen hatte. Doch die ging nicht darauf ein, sondern wünschte ihr nur einen guten Appetit, schenkte sich eine Tasse des schwarzen Teufelsgebräus ein, machte es mit ordentlich Milch und vier Löffeln Zucker genießbar und schnappte sich einen Teil der Zeitung. Während Greta wortlos an einem trockenen Toastbrot nagte und das Gebrösel von Zeit zu Zeit mit einem Schluck Killerkaffee hinunterspülte, blätterte sie träge den Regionalteil durch. Ein Ostermarkt wurde angekündigt, ein Handball-Derby ausführlich beschrieben, ein städtisches Bauprojekt kritisiert, ein verstörendes Theaterstück hoch gelobt und ein Paar gewürdigt, das diamantene Hochzeit feierte. Nichts davon interessierte sie. Eigentlich hatte sie die Zeitung nur wegen des Anzeigenteils abonniert, denn sie war ständig auf der Suche nach gutbezahlten, menschenwürdigen Aushilfsjobs. Im Grunde ein Widerspruch in sich, aber immer noch leichter zu finden als ein großzügiger Kunstmäzen, der sie sponsern würde. Heute wurden hauptsächlich Fliesenleger, Altenpfleger und Softwareentwickler gesucht. In keinem dieser Berufsbilder hatte Greta auch nur ansatzweise Kompetenzen vorzuweisen. Seufzend nahm sie sich die nächste Anzeigenseite vor. Unter der Rubrik »gesucht – gefunden« gab es meist ein buntes Sammelsurium an Annoncen, darunter ab und zu ein Highlight. Vielleicht suchte ja jemand eine ausgesprochen begabte Künstlerin? Oder bot wenigstens Leinwände und Ölfarben zum Sonderpreis an? Sofort, als sie die Überschrift las, klingelte es leise in ihrem Oberstübchen: »Persönlichkeitsentwicklung durch »animalistische Balance« – das kam ihr nicht unbekannt vor. Irgendwie. Wo hatte sie das

gerade neulich erst gehört? Sie erinnerte sich nicht. Klang jedenfalls reichlich bizarr. Sie las weiter. Da stand etwas von Seelentieren. Und Charaktertests. Und *Sphinx*-Seminaren. Und dann stand da noch eine Telefonnummer.

*Ihre Telefonnummer!*

Gütiger Himmel, das war sie tatsächlich. Kein Zweifel: Da stand ihre Nummer. Wer hatte sich da einen üblen Scherz erlaubt? »Irgendetwas passiert?«, erkundigte sich ihre Mutter, der wohl nicht entgangen war, dass Greta die Gesichtszüge entglitten.

»Nein, nein, alles bestens«, versicherte sie umgehend. Nichts lag Greta ferner, als ihre Verwirrung mit ihrer Mutter zu teilen. Wenn es eine Person auf diesem Planeten gab, die es schaffte, sie in kürzester Zeit vollkommen wahnsinnig zu machen, dann die Frau, die ihr vor gut dreiunddreißig Jahren nur wegen ihres Faibles für Leinwandgöttinnen den Namen Greta verpasst hatte. Wahrscheinlich in der Hoffnung, ihre Tochter würde einst der großen Garbo ähneln. Wobei sie sämtliche Gesetze der Vererbungslehre schlichtweg ignorierte. Die Gene jedoch ignorierten ihrerseits Elisabeths Wünsche und ließen Greta ihrem rotgelockten Vater ähnlich werden, der die besagte Filmvernarrtheit kein bisschen teilte, bald nach Gretas Geburt genug von Elisabeth hatte, sich scheiden ließ und auf Nimmerwiedersehen per Schiff nach Südamerika flüchtete. Als Greta elf war, erhielten sie die Nachricht, dass er einem Schlangenbiss zum Opfer gefallen war. Greta konnte seinen Wunsch nach ein wenig Ruhe durchaus nachvollziehen. Aber deshalb gleich den Kontinent wechseln ...

Es wäre schon herrlich, wenn ihre Mutter endlich wieder nach Hause zu Kurt zöge. Oder wenigstens spazieren ginge. Elisabeth schaute Greta misstrauisch an. »Sicher, dass du nicht krank bist? Du siehst aus, als hättest du einen Geist gesehen.« Womit sie gar nicht so unrecht hatte.

»Alles prima, Mamilein«, gab Greta mit gespielt guter Laune zurück. »Und was hast du heute vor? Shoppen gehen?« Zu ihrer allergrößten Freude nickte Elisabeth. »Natürlich, bei *Madama* gibt es Jubiläumsrabatte. Da muss ich doch sehen, dass ich meine Schnäppchen ins Trockene bringe!«

Greta verbesserte ihren Sprachschnitzer nicht. Das tat sie nie. Ihre Mutter würde ihr sowieso nicht glauben und pikiert fragen, was sie denn mit einem *Schäfchen* anfangen solle. So nickte Greta ihr also nur aufmunternd zu. »Prima Idee!« Ein Einkaufsbummel zu *Madama*, das würde sie mindestens zwei, drei Stunden beschäftigen. *Madama* – so heißt Elisabeths Lieblingsboutique. Ein Laden, den Greta niemals mit der Absicht, etwas zu kaufen, betreten würde. Es gibt dort ausschließlich Fummel, in denen sich eine Liz Taylor zur Oscar-Verleihung blicken lassen könnte oder beim Nachmittagstea in Hollywoods Edelbistros. Jedenfalls sahen die Teile so aus. Tatsächlich waren sie nur etwa ein Zehntel so teuer wie das, was eine echte Diva tragen würde, und wurden allesamt in Taiwan gefertigt.

Kaum hatte ihre Mutter die Wohnungstür geräuschvoll hinter sich ins Schloss fallen lassen, ließ Greta sich in den Sessel sinken, den Elisabeth ansonsten blockierte.

*Was war hier los?*

Sie musste nachdenken. Sie konnte aber nicht nachdenken, weil in ihrem Kopf ein kleines Männchen mit einem spitzen Hämmerchen saß und sie unentwegt damit piesackte. Ächzend stand sie wieder auf und schlurfte ins Badezimmer, um in ihrer Medikamentenschublade nach einem Aspirin zu kramen. Sie wurde fündig und löste das Anti-Hammermännchen-Mittel in Wasser auf. Während die Brausetablette vor sich hin sprudelte, klingelte das Telefon erneut.

Eine Viertelstunde und fünf Anrufe später begann das Mittel endlich zu wirken. Greta hatte jetzt einen ganzen Zettelstapel

mit Namen, E-Mail-Adressen und Telefonnummern von Menschen, die eines ihrer *Seelentiere* stärken wollten. Ihnen allen hatte sie versprochen, sich baldmöglichst zu melden.

Doch was sollte sie ihnen dann erzählen? Dass sie höchstwahrscheinlich einen schweren Dachschaten hatten und sich umgehend in ärztliche Betreuung begeben sollten? Aber vielleicht war ja Greta selbst diejenige mit dem Dachschaten? Erneut kam sie zu dem Schluss, dass sie dringend nachdenken musste, und legte sich aufs Bett. Das Grübeln fiel ihr zwar schwer, aber immerhin schaffte sie es, zu einem einigermaßen logischen Ergebnis zu kommen: Erstens könnte es sich tatsächlich um einen Aprilscherz handeln. Aber wer in ihrem Bekanntenkreis käme auf eine dermaßen wahnwitzige Idee? Genauer gesagt, wer außer Becky und Caro? Und damit kam sie zu zweitens, denn mit ihren besten Freundinnen hatte sie schließlich den gestrigen Abend verbracht. Hätten die es vor ihr verbergen können, dass sie einen Schabernack geplant hatten? Wohl kaum. Darauf hätte Greta in diesem Moment ihr Sparbuch gewettet! Also blieb nur drittens: Sie mussten die Sache gemeinsam ausgeheckt haben. Und ihr Kurzzeitgedächtnis spielte ihr gerade einen üblen Streich ...

Wie sie es auch drehte und wendete – eine weitere Erklärung fiel ihr nicht ein. Erneut las sie die Zeitungsanzeige durch. Wort für Wort. Aber mehr als ein vages Gefühl, dass ihr die eine oder andere Formulierung irgendwie bekannt vorkam, stellte sich nicht ein. Nie wieder würde sie mehr als nur einen Drink zu sich nehmen! Sie vertrug einfach nichts. Und nun hatte sie den Salat – einen kompletten Filmriss. Also beschloss sie, Caro anzurufen.

Die nahm erst nach dem siebten Klingeln ab: »Hallo?«, hauchte sie mit schwacher Stimme.

»Caro? Du liebe Zeit, du klingst ja furchtbar«, sagte Greta erschrocken.

»Ich trinke in meinem ganzen Leben keinen Alkohol mehr! Und schon gar keinen Hugo«, jammerte Caro.

Greta selbst hatte sich vor nicht allzu langer Zeit etwas ganz Ähnliches vorgenommen. Allerdings war ihr der Name dieses teuflischen Cocktails nicht mehr eingefallen.

»Caro, du musst dich jetzt konzentrieren«, sagte sie streng.

»Was weißt du über *animalistische Balance*? Und was über eine gewisse Zeitungsanzeige?«

Schweigen.

Rauschen in der Leitung.

Das Weltall?

»Entschuldigung, Liebes, ich musste eben kurz den Hörer zur Seite legen, um eine Kopfschmerztablette einzuwerfen. Was hast du gesagt?«

Eindringlich wiederholte Greta ihre Frage.

»Das ist jetzt nicht ernst gemeint«, lachte Caro gequält auf. »Ich meine – du erinnerst dich nicht?«

Sie hatte es geahnt: Ihr von Alkohol geschundener Verstand ließ sie im Stich. Nie wieder würde sie etwas Stärkeres als Tee trinken, sonst vergaß sie womöglich noch, wo sie wohnt.

Nachdem Greta von Caro in knappen Worten aufgeklärt worden war, musste sie sich setzen. *War das zu fassen?* Einen größeren Käse als diese Anzeige hatten sie noch nicht einmal während ihrer Schulzeit fabriziert. Aber da draußen gab es tatsächlich Spinner, die auf so was hereinkamen. Oder anders gesagt: Menschen, die ihre Hilfe wollten. Ja, brauchten! »Die Situation gerät außer Kontrolle«, rief Greta theatralisch.

»Wir müssen Becky informieren«, entschied Caro und bot sich auch gleich an, das zu erledigen. Greta bereitete sich einen genießbaren Espresso zu, schnitt die Anzeige aus der Zeitung aus und begann, die mitnotierten Adressen fein säuberlich in eine Liste zu schreiben. Noch während sie das tat, gingen zwei weitere Anrufe von Interessenten ein. Wenigstens gelang es ihr nun, die Telefonate souveräner über die Bühne zu bringen als

vorhin, denn immerhin wusste sie inzwischen, worum es ging. Auch wenn sie keine Ahnung hatte, was sie diesen armen Hilfesuchenden anbieten sollte. Die nächste Anruferin war Becky, die sich der versuchten Alkoholvergiftung in drei Fällen schuldig bekannte. Sie klang ähnlich erschlagen wie Caro und Greta, gab aber zu, sich ebenfalls mit Anti-Kater-Pharmazeutika gedopt zu haben und sozusagen einsatzbereit zu sein. Schließlich war dies ein echter Notfall.

»Es sei denn, du verschaukelst uns gerade und es gab gar keine Anrufer.«

»Bist du von Sinnen?«, wehrte Greta beleidigt ab, »zu einem solchen Gedanken wäre ich heute echt nicht fähig gewesen.«

Ein Argument, das Becky sofort akzeptierte. Schließlich hatte Greta dieselbe Prosecco-Dosis intus wie sie und Caro.

»Was wollen wir tun?«, fragte Greta. »Diese Leute warten auf eine Nachricht.«

»Falsch«, widersprach Becky, »diese Leute warten darauf, uns ihre Kohle in den Rachen zu schieben!